

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 15

Artikel: Eynars Töchter [Fortsetzung]
Autor: Speck, Georg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 15
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
11. April
1931

Ein Blatt für helvetische Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Heute.

Von Johanna Siebel.

Das Leben drängt ohne Raft, ohne Ruh',
Wir müssen wandern und wandern.
Sieh', heute sind wir es, ich und du,
Und morgen sind es die andern.

Und weil es morgen die andern sind,
Die am Wege die Blumen sich pflücken,
Laf heute am leuchtenden blühenden Hag
Des Lebens das Herz uns beglücken.

Und weil es morgen die andern sind,
Die des Weges kommen gezogen,
Laf heute zu tiefst uns atmen die Luft
Unter des Himmels strahlendem Bogen.

Gynars Töchter.

Roman von Georg Sped.

15

X.

Dem Frühling kann niemand widerstehen.

Als der Doktor beim Mittagessen die Neuigkeit bekannt gab, war allgemeines Staunen und Freude. Kapri, welcher zur Ehre des Tages ebenfalls mit Leonore eingeladen war, jubelte und entfaltete sogleich alle Tugenden eines Vergnügungspräsidenten für den Nachmittag. Er untersuchte seinen Weinvorrat, nahm die schönste Flasche seines Chartreuse, jagte Lorenz aus Behaglichkeit und Stroh empor und unterrichtete ihn, wie er in den verschiedensten Geschäften noch einiges aufreiben müsse, indem, wenn diese geschlossen, er die Privateingänge aufzusuchen habe.

Leonore und Marianne standen schon in der Küche. Florentine betupfte sich mit kölnisch Wasser und setzte sich dann ans Klavier, ohne sich weiter um den Aufruhr zu kümmern. Der Doktor suchte seine besten Zigarren hervor und ging paffend im Zimmer herum, besah hier ein Bild, dort eine Bronze- oder Porzellanfigur und warf manchen nachdenklichen Seitenblick zu der Klavierspielerin hinüber, für die nur noch ihre Musik zu existieren schien.

Frau Agnes schickte Rosine mit einem Blumenstrauß zu Butti: „Vergessen Sie es nicht, Rosine, wiederholen Sie es: Einen schönen Gruß und Herr und Frau Doktor würden sich freuen, wenn die Herren Butti ihnen heute mittag die Ehre ihres Besuches schenken wollten.“ Beim dritten Versuche konnte es Rosine auswendig und ging.

Nachmittags um drei Uhr klingelte es. Frau Agnes ging selbst zu öffnen, umarmte ihren Bruder und ließ sich von

Friedrich die Hand küssen. Als sie ins Zimmer traten, ging Florentine auf die Gäste zu, ruhig, mit feinem Anstand und einer anmutigen Korrektheit, die den alten Butti dermaßen entzückte, daß er trotz Stolz, Würde und Wucht ihren Kopf in seine mächtigen Hände nahm und zweimal ihre Wangen küßte. Darauf gab sie dem etwas verwirrten Friedrich die Hand. Weiter geschah ihrerseits nichts. Er übergab ihr ein schönes Etui aus braunem Kalbleder, nachdem er es zuvor geöffnet, daß man ein dickes Armband von schwerem, gelbem Golde und einen Brillantring sehen mochte, welche darin auf feinem blauem Samt gebettet lagen. Hierauf begann die allgemeine Begrüßung. Dank der Gewandtheit Kapris wurde der Ton schnell herzlich, das Verhältnis vertraut und liebenswürdig. Der Schmuck, den Florentine oben auf die Vitrine gestellt, wurde allgemein bewundert, was dem älteren Butti Anlaß gab, zu erklären, daß es ein altes Familienstück sei, von einem Goldschmiede neu poliert. Was man gegenwärtig kaufe, sei minderwertiges und hohles Zeug, Basar, reiner Firtlefanz.

Nachher setzte man sich zu Tische, trank etwas Wein mit Anshovisbrötchen und dergleichen und unterhielt sich hier und dort. Später, als das Licht angezündet worden, brachte ein ausgelacht feines Mahl neue Beschäftigung, Wohlbehagen und Festlichkeit. Friedrich und Florentine saßen zusammen zwischen dem Doktor und Leo Butti, neben welchen sich Kapri gefunden hatte. Ohne eigentlich zärtlich zu sein, schien sich das neue Paar doch recht wohl zu fühlen, dafür sorgte die junge Braut. Da die Menschen gewöhnlich bei Festen und Lampenlicht schöner und vorteilhafter aus-

sehen, hatte der junge Mann alle Ursache, zufrieden zu sein mit seiner Wahl. Sein Selbstbewußtsein war sicherlich befriedigt. Aber auch sonst hatte seine Nachbarin eine feine und geschickte Art, sich so zu geben, daß er unwillkürlich, von Respekt und Bewunderung erfüllt, ein gleiches ver suchte und auch artig zustande brachte.

Schon beim zweiten Gange hatte Kapri seinen Nachbar auf sein Likörunternehmen gebracht und sich anheischig gemacht, für hunderttausend in Reklame angelegtes Kapital Millionen zurückzugeben als Gewinn. Aber der alte Butti, heiter, wohlzufrieden, aber stets wachsam, reagierte nicht, lachte, sagte:

„Hm, hm“, und trank in auffälligster Weise nur Wasser. Kurz darauf erhob er sich und hielt eine kleine Rede über Familienwert und Familiensinn, dachte jedoch dabei ganz sicher an sein Leitmotiv: Geldsache ist eine Nebensache, aber immerhin eine schöne Sache. Wie er das Materielle und die Familientradition vertrat, so sprach der Doktor nachher von dem inneren Wert des Lebens und von der Familie als Trägerin desselben und kam, im Gegensatz zu Butti und ohne es eigentlich selbst zu merken, zum Schluß, auf das Lob des Schönen zu reden, dessen Sinnbild diese Stadt war.

Es wurde immer wärmer. Die Herren, mit Ausnahme des alten Butti, erzeugten einen erheblichen Qualm. Florentine und Friedrich setzten sich an das Klavier. Frau Agnes überwachte das Abräumen. Leonore und Marianne gingen in den Garten hinab, um sich zu erfrischen. Dort schritten sie den vom Schnee gereinigten Mittelweg entlang. Von flüchtigen Vogelfüßchen bewegt, wippte ein Nestlein auf und nieder, daß ein Puderwölklein niederstäubte.

„Du“, begann Marianne, „ich glaubte, Richard Marzelin sei in Florentine verliebt. Ich habe einmal Berse von ihm gesehen.“

Die ältere preßte das Mädchen heftig an sich: „Kind, sage niemandem etwas hiervon.“

„Aber warum heiraten sie sich denn nun nicht?“

Leonore seufzte: „Ach Gott. Vielleicht kommt es in der Ehe nicht nur auf die Liebe an, sondern auch darauf, daß man zu leben hat. Zum Leben braucht man Geld.“

„Und Marzelin hatte keines?“

„Nicht genug.“

Marianne schwieg eine Weile. Dann begann sie wieder nachdenklich: „Und wird nun Florentine glücklich sein? Hat sie denn Marzelin nicht auch gern gehabt?“

„Das weiß ich nicht. Weißt du, Florentine ist verständlich und will den Eltern keinen Kummer machen. Die haben so schon Sorgen genug. Und dann, wir Frauen sind vielleicht weniger da, um glücklich zu sein, als um glücklich zu machen. Wenn man das kann, ist es auch Glück. Man kann so vieles! Das wirst du auch noch merken. Was bleibt uns anderes übrig!“

„Ich glaube“, fuhr Marianne fort, „wir sollten mehr selbstständig sein, wir sollten mehr zur Arbeit erzogen werden. Wenn wir arbeiten können, brauchen wir niemand und können tun, was wir wollen.“

„Ja, vielleicht. Doch das verstehst du nicht, wenigstens heute.“ Sie fröstelte: „Komm, es ist kalt. Und sage niemand von diesen Dingen, auch Florentine nicht. Wer

weiß, wie es dir gehen wird, Kind. In ein paar Jahren kommst du an die Reihe.“

„Ich“, sagte Marianne, schon vor der Stubentür, und sah bei aller Kindlichkeit ernst, verständlich und sehr entschlossen drein: „Ich nehme den Mann, welcher es verdient.“ —

Die Bekanntgabe dieses Verlöbnisses brachte die ganze Stadt in Aufregung. Alle Mütter, welche Töchter hatten, sprachen von dem Glück des Hauses Eymar. „Sie gehen wie die Semmeln weg“, sagten die Männer beim nächsten Zusammentreffen im „Zehnthof“ und sahen den Syndikus von der Seite an. Mancher hatte ihn im Verdacht gehabt, Absichten auf das Doktorhaus zu kultivieren. Der Syndikus sagte gar nichts, tat harmlos und schickte ein großartiges Blumenarrangement in das Brauthaus.

Friedrich Butti ging auch jeden Tag dorthin. Sein sonst etwas kühles Temperament erwärmte sich zusehends noch mehr an dem vollendeten Wesen Florentines. Ihre Schönheit und Bornehmtheit befriedigten seine Eitelkeit, seinen Stolz. Ihr sicherer Takt, ihr maßvolles Zurückhalten bildeten eine Fessel, die das Drängende in ihm zusammenpreßte und hemmte wie eine Uhrfeder und es darum noch verstärkte. Dazu kam die bürgerliche Wohlgeordnetheit dieses Haushaltes, die echte Herzlichkeit des Hausherrn, die feine Art von Frau Agnes, aus welcher sich alles reibungslos ergab, da sie zu geben schien, wenn sie nahm, zustimmte, wenn sie verneinte, und scheinbar dienend herrschte. Es liegt in einer wohlbehüteten Familie ein Zauber, dem keiner widerstehen kann, der nicht ganz von Gott verlassen ist. Sie ist wie Sonne und Regen für die Seele, Wärme und Kühle zugleich. Sie ist schön wie ein sicherer Hafen im Sturm, wie ein Quell in der Wüste, wie ein schattender Hain, überstrahlt von der Sonne der Liebe. Sie gibt dem einzelnen Ruhe wie ein bergender Schoß und der Gesamtheit Tüchtigkeit und Mark. Der Staat ist verloren ohne sie. Sie ist das Glück der Kindheit, Erinnerung und Traum des Alters.

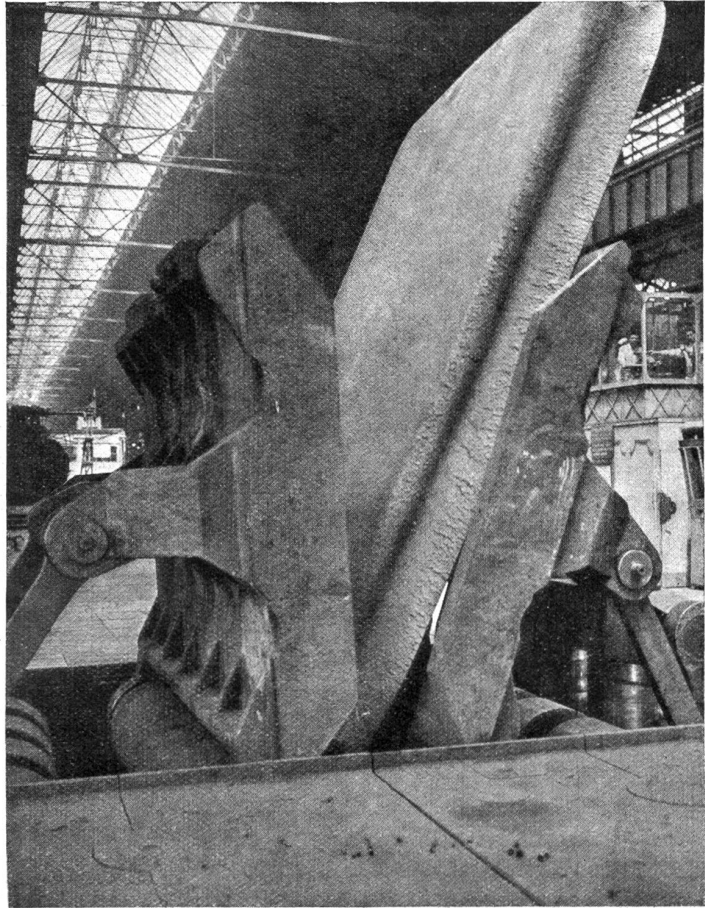
Friedrich Butti war nicht ganz von Gott verlassen und war Junggeselle. Darum übergab er sich Hals über Kopf, mit Haut und Haar und je länger je mehr dem Zauber, entrann gerne der strengen Fuchtel nüchternen Tüchtigkeit seines Oheims und rannte wie ein Füllen in die Weide, in die feine Behaglichkeit des Doktorhauses. Mit Stolz zeigte er sich mit Florentine auf der Straße und bewunderte in den Läden ihre sichere und unauffällige Art. Er drängte darauf hin, daß im Frühling Hochzeit sei. Aber der Doktor wollte nichts davon wissen und wollte mindestens warten bis zum Herbst. Florentine gab bekannt, daß die Ausstattung unmöglich bis zum Frühling fertig werde, und schließlich einigte man sich auf den Sommer. Die Näherin war ein steter Gast im Hause. Die Nähmaschine ging wie bei einem Fabrikbetrieb. Frau Agnes selbst schnitt zu. Florentine tat weiter nichts, aber sie sagte, wie es werden sollte, und das war auch etwas, denn sie hatte Geschmack.

In dieser Zeit hielt sich Marianne zur Küche und zu Rosine. Sie machten zusammen Kommissionen, Rosine mit einem großen Armkorb und weißer Schürze, frisch und stattlich. Marianne ging in ihrem blauen Jadenkleide nebenher, ein Fähnlein im Wind, als kindliche Dame, ernsthaft und

befonnen. Am Markte teilten sie ihre Aufgabe. Rosine ging mit Vorliebe zum Bäcker. Es war das zweite Haus von der Ecke, frisch renoviert, der alte Laden zerstört und durch ein modernes, sauberes Geschäft ersetzt. Dort lauerte der Bäckersmann, bis sie kam, schaute ihr in die Kirschenaugen, sagte, ihre weiße Schürze passe gut zum Mehl und manche andere Dinge mehr, die sie ihm strenge und ehrbar verwies und so gerne hörte, daß sie wieder kam. Denn er war ein wackerer Junge. Er hatte das Pulver nicht erfunden, war jedoch tüchtig im Geschäft und von Herzen wohlgeraten unter den strengen Augen seiner Mutter, einer großen, schlanken und sehr ernsthaften Frau, die seit dem frühen Tode ihres Mannes fest in ihren Schuhen stand.

Indessen ging Marianne auf die andere Seite des Marktes. Dort befand sich an der Ecke, hinter altertümlichen Rundbogenfenstern und mächtigen Mauern ein düsteres Gewölbe, in dem alles zu haben war, was man im Leben und zum Leben brauchte: Zucker und Kaffee, Seife und Wein, Wischlappen und Bonbons, obwohl im Schaufenster jahraus, jahrein nichts zu sehen war als ein paar Zichorienpäcklein auf einer Lage grauer Nudeln und in der Mitte ein schwarzer Mohr aus Gips mit weißen Augen und einem Zigarrenstumpfen im fürchterlich roten Munde. Der Inhaber des Ladens war ein ältlicher Mann, immer fränklich und darum grämlich und verdrossen, aber im Handel und Wandel sehr gewissenhaft und solid. Um so munterer war seine junge Frau, rundlich, beweglich und mit Mausaugen. Zu dem Vielerlei des Ladens hatte sie noch Likörbonbons eingeführt, gegen den Protest ihres Mannes. In der Tat kaufte sie niemand. Die Leute gingen hierfür lieber in die Konditoreien, die reichlich vorhanden und üppig genug waren. So kaufte sie kein Mensch. Aber gegessen wurden sie doch, weil die Hausfrau sich gerne und mit Eifer dieser angenehmen Pflicht unterzog.

Der Laden war uralt, ein Familienerbstück. Auf Weihnachten und sonstige Festtage war jeweils noch eine Aushilfe da. Sonst genügte ein Lehrling. Der jetzige hatte zwar seit kurzem ausgelernt. Marianne erinnerte sich noch, wie er vor reichlich vier Jahren aufgetaucht war. Ein Bauernknabe, kam er aus einem der Dörfer weit hinten im Lande, wo die Leute manchmal mehr Kinder als Geld hatten. Er schien heute noch die gleichen Kleider zu tragen, die er damals mitgebracht, eine Art Lodenstoff, graugrün, filzig, steif und wenig elegant, aber äußerst dauerhaft. Damals waren sie ihm, zum Spaß der ganzen Stadt, zu groß gewesen. Heute waren sie ihm entschieden zu klein. Gut mittelgroß, mit einem soliden Bauernschädel, einem tüchtigen Kinn und wilden Augen, drohten seine strammen Muskeln die Nähte zu sprengen. Die Hosenbeine ließen die dauerhaften Schuhe bis über den Rand, die Ärmel die grifffesten Hände bis zu den Armen sehen. Der arme Junge war erst unter den feinen Stadtleuten sehr unglücklich gewesen und vor Heimweh fast umgekommen. Jeden Sonntag und bei jedem Wetter nahm er am frühen Morgen sein Weißdornstöcklein zur Hand und rannte nach Hause, vier gute Stunden hin und zurück. Aber er kam immer wieder, widerstand zäh und eigensinnig dem Spott der



Wenden einer Panzerplatte.

Ist die werdende Panzerplatte einmal durch die Panzerstrecke gegangen, so muss sie auf der sie tragenden Rollbahn gewendet werden, um den gleichen Weg rückwärts zu laufen. Der Boden öffnet sich unter ihr. Geräuschlos, fast geisterhaft, greifen riesige stählerne Arme zwischen den Rollen hervor, packen die glühende Platte und kehren sie in der Luft, worauf der Rollgang sogleich in umgekehrter Richtung zu laufen beginnt. (Aus dem „Schaubuch“: „Technische Schönheit“. Verlag Orell Füssli.)

Umwelt, nahm die mürrische Laune des Lehrherrn dahin, ohne sie weiter zu geben, behielt jedoch entschieden dessen solide und gewissenhafte Art und wurde schließlich, trotz der Haß der beweglichen Meisterin, ein strammer und brauchbarer Bursche.

Alles das hatte Marianne miterlebt, und an einem Frühlingstage, da sie auf ihrem Lebensmittelgange mit Rosine in gewohnter Arbeitsteilung zu dem Krämer kam, hatte ihr der junge Mann, der übrigens von jedermann Peter gerufen wurde und Peter Rabin hieß, hatte er es ihr zum Ueberflusse noch selbst erzählt. Es war, wie schon gesagt, an einem Frühlingstage. Die Krokusse hatten ziemlich verblüht und die Amseln zum ersten Male richtig gesungen. An allen Ecken lärmten die Spähen, und die Sonne schien, wie es ihre Pflicht war; denn diese Stadt ohne Sonne war nicht die richtige Stadt, sondern nur, wie etwa in kahlen, kalten Wintertagen, ein Museumsstück, eine Zeichnung mit skurrilen Dächern, lichtlosen Arkaden, kühlen Fassaden mit Toren und Fenstern aus hartem, gemeißeltem Stein.

Aber an diesem Frühlingmorgen drang aus den Gärten schon der erste Wohlgeruch hervor und legte sich wie



Aluminiumfabrik in Neuhausen am Rheinflall. (Errichtet 1888.)

eine Wolke von Ahnung und Duft über Häuser und Gassen. Die heiteren Giebel schwammen im Himmelsblau, und die Sonne hing golden an all den närrischen alten Dächern. Man atmete tief, hatte Sehnsüchte, man wußte nicht wonach, und Hoffnungen, man wußte nicht worauf. Im Blute lag viel Unruhe und Lebenslust, die Turmuhren schlügen vernehmlicher, jeder Glodenklang sang von Festen, und die laue blaue Luft war erfüllt von Wägeluft und Abenteuer. (Fortsetzung folgt.)

Aluminium.

Gewinnung, Verarbeitung und Verwendung.*)

Das Aluminium ist das verbreitetste Metall auf der Erde. Es bildet 8 Prozent der Erdrinde und wird in der Menge nur von zwei Elementen übertroffen: vom Sauerstoff und vom Silizium. Wäre seine Gewinnung ebenso leicht, wie seine Verbreitung allgemein ist, so müßten längst alle Gebrauchsgegenstände und Einrichtungen, bei denen Solidität und leichtes Gewicht wünschenswerte Eigenschaften sind, aus Aluminium erstellt sein. Aber dieses Metall kommt eben, im Gegensatz zu andern Metallen, in der Natur nie rein vor und kann nur in einem umständlichen Verfahren und wirtschaftlich nur aus einem bestimmten, nicht sehr häufigen Rohstoff hergestellt werden. — Heute noch. Doch scheint uns nicht ausgeschlossen, daß neue billigere Herstellungsverfahren erfunden werden; und dann dürfte das Aluminium zum Universalmetall werden, vorausgesetzt, daß nicht inzwischen andere noch gebrauchsnützlichere Materialien gefunden oder erfunden werden.

Das Aluminium ist ein noch junges Metall. Es ist vor kaum einem Jahrhundert entdeckt und vor erst 40 Jahren in die Technik eingeführt worden. Im Jahre 1825 stellte erstmals der dänische Forscher *De r s t e d t* Aluminium labara-

*) Wir entnehmen die meisten unserer Angaben und Zahlen dem instruktiven Referate, das Herr Prof. Dr. A. v. Zeerleder, technischer Leiter der Aluminium-Industrie Neuhausen, bei der Vorführung des Kulturfilms „Aluminium“ am 15. Februar im „Splendid“ in Bern hielt. Die Ritzschees wurden uns von der Firma in Neuhausen freundlichst zur Verfügung gestellt.

toriumsmäßig her, indem er Aluminiumchlorid mit Kaliumamalgam zusammenschmolz und auf diese Weise einige feine Flitter Aluminium gewann. 30 Jahre später verbesserte der Franzose *St. Claire Deville* das Verfahren, indem er das Kalium durch Natrium und das Chloraluminium durch das beständigere Natrium- und Aluminium-Doppelchlorid ersetzte und hierdurch das Laboratoriumsverfahren zu einem technischen entwickelte. Schon *St. Claire Deville* erkannte die Möglichkeit der elektrochemischen Gewinnung; aber es fehlten ihm die technischen Mittel zur Durchführung erfolgversprechender Versuche. Denn erst 1854 wurde mit der Erfindung der Dynamomaschine die wirtschaftliche Stromquelle erschlossen, mit der die Aluminiumgewinnung im Großen möglich wurde. Das Verfahren hierfür wurde

1886 von zwei Gelehrten, unabhängig voneinander, gefunden. Der Franzose *Héroult* und der Amerikaner *Hall* teilen sich in den Ruhm, der Welt dieses hochwertigen Metall geschenkt zu haben.

Die Gewinnungsmethode von *Héroult* und *Hall* beruht darin, daß Tonerde (Aluminiumoxyd) in geschmolzenem Kryolith (Natrium-Aluminium-Fluorid) aufgelöst und der elektrochemischen Reduktion unterworfen wird. *Héroult* fand in Frankreich selbst für seine Erfindung keine Interessenten. So wurde Neuhausen am Rheinflall, wo 1888 ein Elektrizitätswerk entstanden war und wo die neugegründete Schweiz. Metallurgische Gesellschaft *Héroult* Gelegenheit gab, sein Verfahren auszuarbeiten, die Wiege der europäischen Aluminiumindustrie. Von Neuhausen aus verbreitete sich die Industrie über Frankreich und Deutschland und Norwegen, wofür letzteres Land vermöge seiner Wasserkräfte heute ungefähr die gleiche Menge produziert wie die Schweiz. In Amerika begann die Aluminiumproduktion zuerst in einem Werk in *Pittsburg*, von wo sie bald an den *Niagarafall* und zwar auf die kanadische Seite zu den neu erstandenen Großkraftwerken übersiedelte.

Das Ausgangsprodukt für die Aluminiumgewinnung ist *Bauxit*, ein rotes Tonerdehydrat, das seinen Namen von der kleinen französischen Stadt *Baux* (bei *Arles*) her hat, allwo sich große Lager dieser Erde finden. Das vorgebrochene *Bauxit* wird mit Kalk und Soda gemischt und in einem Drehofen bei Weißglut geglüht, dann geföhlt, fein gemahlen und in heißem Wasser aufgelöst, wodurch die Verunreinigungen, Eisenoxyd und Kieselsäure, ausgeschieden werden. Das so gewonnene Aluminiumoxyd wird im Kalzinierofen zu reiner weißer Tonerde gebrannt. Diese wird in Säcke verpackt und in die Aluminiumfabriken verschickt, wo aus ihr durch Schmelzelektrolyse das Aluminium herausgeschmolzen wird.

Der Vorgang ist folgender: Der elektrische Schmelzofen, dessen Wände und Boden aus Kohlenplatten bestehen, wird mit Tonerde beschickt; dieser wurde vorher, ihres hohen Schmelzgrades wegen (2080 Grad), Kryolith als Flußmittel beigemischt. In den Ofen tauchen eine Reihe von Elektroden aus Petrolkoks. Schaltet man nun den elektrischen Strom ein, so bildet sich zwischen den Elektroden und den